

Leben mit Demenz

Besuch in einer ungewöhnlichen Wohngemeinschaft

VON SILKE ROENNEFAHRT

Familiäre Strukturen statt Pflegeheim: Seit einhalb Jahren betreibt die Caritas-Sozialstation Nürnberg-Nord die erste von mittlerweile zwei Wohngemeinschaften für Demenzkranke in der Stadt. Das Konzept scheint sich zu bewähren.

Langsam und vorsichtig, als würde sie mit einem kostbaren Gut hantieren, zerreißt Gertraud M. das rosafarbene Seidenpapier. Später wird sie daraus kleine Kügelchen formen, als Blütenblätter für einen von ihr gemalten Baum, dessen kahle Äste schon seit dem Herbst die Wände des großen Wohnzimmers schmücken. In Reih und Glied hängt er dort mit den Bildern ihrer Mitbewohner – die Jahreszeiten sollen ihren Platz haben im Zentrum dieser ungewöhnlichen WG.

Acht Frauen und zwei Männer zwischen 70 und 92 Jahren leben hier gemeinsam, doch bewusst ausgesucht haben sie sich dieses Zuhause nicht. Sie alle sind mehr oder weniger demenz, ihre Angehörigen haben sich für die WG als Wohnform entschieden, weil sie Mutter, Vater oder Partner noch so viel Alltag wie möglich erhalten wollen.

Kleine Erfolgserlebnisse

Alltag, das heißt zum Beispiel, dass Siglinde Sch. sich gerade in der offenen Küche die Hände wäscht. Das müsste sie zwar nicht, weil sie gleich den Tisch abwischen will, doch Pflegerin Sascha Immig nimmt die kleine Verzüglerin gelassen hin. Behutsam geleitet er die 77-Jährige mit dem akkurat frisiereten halblangen Haar nach draußen auf die Terrasse und drückt ihr den Putzlappen in die Hand. Sch. fängt an, unterbricht die Arbeit jedoch immer wieder. Eine große Hilfe ist sie nicht, doch Immig lässt sie das nicht spüren.

Später, wenn sie davon nichts mitbekommt, wird er unauffällig nachbessern. „Sie soll den Eindruck haben, dass sie alles richtig gemacht hat“, sagt Ursula Kukrecht, pädagogische Leiterin der Demenz-WG. Dass die Bewohner noch Erfolgserlebnisse haben, dass sie all das, was sie noch tun können, auch noch tun dürfen, das ist eines der Grundprinzipien in der großzügigen Gemeinschaftswohnung in St. Johannis.

„Wenn Sie mit der Person nicht sprechen, sind Sie schneller.“ Dieser Satz, den Kukrecht während eines Praktikums in einem Altenheim vor

einigen Jahren von ihrer Chefin zu hören bekam, trug dazu bei, das Wohnprojekt in der Poppelstraße auf den Weg zu bringen. „Mit dieser Haltung konnte ich mich nicht arrangieren“, erzählt die 34-Jährige, die den Kollegen in den Heimen keinesfalls das Engagement absprechen möchte. „Ich sehe die Motivation der Mitarbeiter“, sagt sie. „Ich sehe aber auch die alltäglichen Abläufe, in denen sie gefangen sind.“

In der WG sorgen neben den professionellen Betreuern die Angehörigen dafür, dass sich immer mindestens fünf Menschen um die zehn Bewohner kümmern. Angehörige, die bereit sind, auch mal in die Rolle einer anderen Tochter oder eines anderen Sohnes zu schlüpfen, weil die Identitäten hier mitunter austauschbar sind. „Man schaut automatisch nach den anderen mit“, sagt Susanne Kreische, deren Mutter Rosemarie in der Wohngemeinschaft lebt. Wie die anderen Angehörigen auch, hat Kreische einen Schlüssel, kann jederzeit nachsehen, wie es der Mutter geht. Sie könne, sagt Kreische, jetzt wesentlich gelassener mit der Erkrankung umgehen.

Trotzdem hat auch sie zu kämpfen mit den Veränderungen, die die Demenz mit sich bringt. Ihre Mutter leide an Depressionen und Ängsten, „da ist nicht mehr viel Lebensqualität“. Dieter Staudtner formuliert es noch drastischer. Seine Lebensgefährtin lebt seit anderthalb Jahren in der Poppelstraße, wie schnell aus der sportlichen, lebenslustigen Frau ein Mensch wurde, der permanent auf Hilfe angewiesen ist, kann der Rentner noch immer nicht fassen. Sie könne weder laufen noch sprechen, sagt Staudtner. „Sie ist wie eine lebende tote.“

Auf knapp 14 Quadratmeter zusammengeschmümpft ist der persönliche Raum, der seiner Monika noch bleibt. Bilder erzählen von besseren Zeiten, sie zeigen jene lachende Frau, in die er sich vor 27 Jahren verliebte. Neulich, da sei sie plötzlich auf ihn zugekommen und habe ihn umarmt, sagt Staudtner, „einfach so, ich war selber überrascht“. Ihn kann das nicht trösten, seiner Lebensgefährtin scheint es jedoch gut zu gehen in ihrer Welt. Gerade eben schwingt sie mit einer Therapeutin das Tanzbein, dreht sich im Takt zu einer Schlagermelodie, mit einem Lächeln im Gesicht. „Sie lacht halt immer“, sagt Staudtner, der das nicht nachvollziehen kann. „Ich weiß nicht, was in ihrem Kopf vorgeht.“

Indem er Glas und Sperrmüll ent-



Eine Puppe soll Erinnerungen wecken: Christa Macke (links) mit ihrer Mutter und der ehrenamtlichen Helferin Elisabeth Graf (rechts) in der Demenzwohngemeinschaft. Foto: Hagen Gerullis

sorgt und andere „körperliche“ Arbeiten übernimmt, ermöglicht er seiner Partnerin das Leben in der Demenz-WG. Denn das Konzept lebt davon, dass sich die Angehörigen beteiligen und den Alltag mitgestalten. Einkäufe, Garten pflegen, Feste organisieren: Gleich neben der Eingangstür hängt eine Liste, auf der die Aufgaben verteilt sind. Indem sie sich einbringen, haben die Partner und Kinder auch einen anderen Anteil am Leben ihrer Lieben. „Es ist familiärer hier“, sagt Staudtner.

Einfühlsame Mitbewohner

Heute ist es warm, auf der großen Terrasse sitzen alle gemeinsam am Kaffeetisch, die Stimmung ist heiter und gelöst. Christa Macke schiebt ihrer Mutter eine kleine Wackelblume aus Plastik hin, „die gefällt Dir doch so gut“. Sich mit den anderen auszutauschen oder auch mal auszuheulen, das erleichtere die Situation, sagt die Sozialpädagogin, die gerade in Rente gegangen ist und mit einer Freundin bereits eine eigene Alters-WG plant. Ihrer Mutter sei es nicht schwergefallen, sich einzugewöhnen, sagt die 65-Jährige, die überrascht war über die Anteilnahme der Mitbewohner. „Sie können ruhig gehen, wir küm-

mern uns um Ihre Mama.“ Mit diesen Worten schickten die Zimmerachbarinnen die Tochter am Einzugs-tag nach Hause.

Die einfühlsame Reaktion zeigt Ursula Kukrecht, welche Fähigkeiten in den Demenzkranken noch stecken. Ob sich die neue Wohnform tatsächlich positiv auswirkt, wird gerade erst untersucht, doch die Sozialpädagogin ist zuversichtlich, dass sich das Konzept auch vor den Augen der Wissenschaft bewähren wird. „In dieser Krankheit steckt auch Positives“, sagt sie. „Es ist möglich, ein menschenwürdiges, heiteres Leben zu führen.“

Es ist spät geworden, die WG-Bewohner sind müde. Gertraud M. und die anderen haben etliche Papierkügelchen gedreht, doch an den Bäumen werden die Blüten heute nicht mehr landen. Das stört jedoch niemanden, Zeit spielt keine große Rolle in diesen Räumen, wo so manches verwischt. „Ich bin 200“, sagt eine 92-Jährige.

Bei einem Vortrag am 19. Juni um 18 Uhr im Nachbarschaftshaus Gostenhof, Großer Saal, Adam-Klein-Straße 6, stellt die Angehörigenberatung die Wohngemeinschaftsidee für Menschen mit Demenz vor.

Der Begriff Demenz steht für eine Gruppe von Krankheiten, deren bekannteste Form die Alzheimer-Erkrankung ist. Nach und nach gehen dabei wichtige Funktionen des Gehirns wie Orientierung und Gedächtnis verloren.

In Deutschland sind derzeit 1,3 Millionen Menschen betroffen. Weil die Lebensdauer steigt, rech-

Zahl der Erkrankten wird weiter steigen

nen Wissenschaftler mit einem dramatischen Anstieg der Zahlen. Prognosen zufolge droht fast jeder zweiten Frau und beinahe jedem dritten Mann im Alter dieses Schicksal. Als neue Wohnform sind in den vergangenen Jahren Wohngemeinschaften entstanden. Die Demenzkranken werden professionell betreut, die Angehörigen können sich an alltäglichen Abläufen beteiligen. In Mittel-franken gibt es 14 Einrichtungen, zwei davon in Nürnberg. roe